

*Wenn die Propheten nicht mehr leben dürfen, wird der Priesterdienst tödlich.*

*Eugen Drewermann*

## Die große Illusion

Die Zeichen mehren sich. Ein in der katholischen Kirche in jüngerer Zeit nie mehr überwundener, im Grunde auch nicht mehr in Frage gestellter Zentralismus verschärft sich. Fast wöchentlich, um nicht zu sagen täglich, kommen irgendwelche Nachrichten aus den verschiedensten Teilen der Welt, von Mexico bis Manila, von Kinshasa bis Paris, manchmal offen, häufiger hinter vorgehaltener Hand, die zeigen, wie konsequent der Apostolische Stuhl, abgesichert durch ein dichtes Netz sorgfältig abklärender Nuntiatoren, bei *Bischofsernennungen* eine vereinheitlichende Personalpolitik verfolgt. Überdeutlich wird dabei die Tendenz, verbrieft lokale Rechte zu umgehen und die Ernennungen in die alleinige Zuständigkeit der vatikanischen Autoritäten zu stellen oder, wo ohnehin der Apostolische Stuhl allein zuständig ist, die Kandidatenauslese zur fast ausschließlichen Angelegenheit der päpstlichen Nuntien zu machen. Und natürlich hält man dann im Vatikan an der einmal getroffenen Wahl gegen allen örtlichen Widerstand fest, mögen die Argumente, Personen und örtliche Verhältnisse betreffend, die dagegen vorgebracht werden, einleuchtend oder gar zwingend sein oder nicht.

### Die Folge übermäßiger Zentralisierung ist in jedem Fall Engführung des kirchlichen Lebens

Indessen sind die Bischofsernennungen nur eine „Schicht“ von Handlungen und Vorgängen, in der oder über die die Zügel angezogen werden.

In anderen Bereichen ist die gleiche Tendenz oft weniger auffällig, weil die Vorgänge eine größere Öffentlichkeit nicht betreffen, aber häufig um so eindrücklicher zu registrieren. Die Akribie, mit der sich römische Kongregationen an die „Rekognoszierung“ resp. *Überprüfung liturgischer*, von nationalen Bischofskonferenzen erstellter und genehmigter *Texte* machen, grenzt hin und wieder fast schon an Skurrilitäten. Da beschränkt man sich, wie

jüngst bei der Prüfung eines Begräbnisritus, den die Bischöfe des angelsächsischen Sprachraums zur Rekognoszierung eingereicht hatten, nicht wie rechtlich vorgesehen auf die Überprüfung, ob ein Text inhaltlich zu vertreten und auf rechte Weise zustande gekommen ist. Man meint in Rom, auch noch die besseren Philologen zu haben, und geht deshalb auch noch sprachlich ins Detail. Oder noch extremer: im Falle eines in einer Indianersprache abgefaßten Ritus begnügt sich die zuständige Kongregation nicht damit, die eingereichte englische Übersetzung gelten zu lassen, sondern stellt noch eigene Sprachforschungen an. Bei der kirchenrechtlich vorgeschriebenen Überprüfung der verschiedenen muttersprachlich verfaßten *Katechismen* geht es nicht minder penibel zu. Alles dauert deshalb lange und wird entsprechend umständlich durchgeführt. Lange Vakanzen – im Falle von Bischofsernennungen – trotz eindimensionaler, gelegentlich auch willkürlich nach sehr persönlichen Kriterien vorgenommener Kandidatensuche – und umständliche Genehmigungswege bei liturgischen und katechetischen Texten werden so zur Regel.

Besonders schwierig sind in jüngster Zeit – auch die theologischen Fakultäten des deutschen Sprachraums betreffend – die Berufungen von Theologieprofessoren geworden, speziell wenn es sich um *Moraltheologen* handelt, aber beileibe nicht nur in ihrem Fall. Dabei ist nicht immer zu erkennen, was stärker ausgeprägt ist, der Wille, den rechten Glauben und die rechte Lehre zu sichern und keinen Geistlichen oder gar Laien auf einen Lehrstuhl gelangen zu lassen, der nicht die volle Garantie dafür bietet, was im Bereich der Moraltheologie angesichts des „*Humanae vitae*“-Syndroms sich aber als besonders schwierig zu erweisen scheint. Oder: ob der zentralkirchliche Vorbehalt als solcher, die römische Letztentscheidung an sich den Ausschlag gibt. Schon über die Sinnhaftigkeit einer Bestimmung wie der in der Apostolischen Konstitution „*Sapientia christiana*“ von 1979 ließe sich lange streiten. (Sie sieht für die Berufung auf einen Lehrstuhl an einer theologischen Fakultät oder kirchlichen Hochschule ein



römisches „*Nihil obstat*“ vor, bindet also jede Berufung an einen solchen Lehrstuhl an die römische Genehmigung. In der Regel müßte doch wohl eigentlich das Urteil des Ortsbischofs oder problematischenfalls der nationalen theologischen Bischofskommission ausreichen, um nicht nur den Grad sittlicher Eignung, sondern auch das Ausmaß an Rechtgläubigkeit feststellen zu können.) So wirkt das Verlangen römischer Stellen, Konkordate hin oder her, das *Nihil obstat* bzw. im Fall der bundesrepublikanischen Fakultäten die Zustimmung Roms dazu nicht auf Lebenszeit, sondern bei jedem Wechsel an eine andere theologische Fakultät neu zu erteilen, vollends als zentralistische Kleingeisterei. Sie soll übrigens – so heißt es – sogar schon dazu geführt haben, daß Lehrstuhlinhaber signalisieren, man möchte doch davon absehen, sie auf eine Berufsliste zu setzen, „weil sonst alles wieder von vorne losgeht“. Mindestens für das Fach Moraltheologie scheint solches nicht ganz unplausibel zu sein. Und gelegentlich sollen sich Kurienbeamte sogar ein Urteil darüber zumuten, wer wo „eigentlich“ über was zu schreiben hätte.

Natürlich geht es da nicht um Zentralisierung an sich. Man glaubt offenbar, nur so Rechtgläubigkeit schützen und klares Profil wahren zu können. Wie peinlich genau es damit genommen wird, zeigt u. a. die Tatsache, daß der Umstand, einmal Schüler eines bestimmten Lehrers gewesen zu sein, ausreicht, um in den Augen römischer Instanzen als theologischer Lehrer ungeeignet zu sein, auch wenn gegen die Lehre des betreffenden Kandidaten selbst nichts eingewendet wird. Aber ob nun die Sorge um die Rechtgläubigkeit und das katholische Profil die letzte Triebfeder ist oder das In-den-Griff-bekommen-Wollen aller örtlichen Situationen, die Wirkung ist in jedem Fall jeweils die gleiche: eine nach dem II. Vatikanum längere Zeit nicht mehr für möglich gehaltene Engführung des kirchlichen Lebens.

## Die Gründe für die sich abzeichnende Entwicklung sind verständlich

Nun kann man auch als katholischer Laie für das meiste Verständnis aufbringen und für vieles gute Gründe oder wenigstens plausible Erklärungen beibringen. Die katholische Kirche ist immer noch im Übergang von einer religiösen „lateinischen“ – andere würden sagen europäischen – Einheitskultur in eine nicht nur vom Heilsauftrag und Heilsverständnis der Kirche her proklamierte und beanspruchte, sondern *faktische Weltkirchlichkeit*. In einem solchen Übergang machen sich zentrifugale Kräfte besonders stark bemerkbar, kaum allerdings bei den Bischöfen, mehr im Kirchenvolk. Man bemüht sich um regionale Eigenständigkeit und um neue, aus der örtlichen oder regionalen Situation kommende Denk- und Gestaltungsansätze: um solche, die in der örtlichen Kultur wurzeln, wie in Afrika; um solche, die aus den sozialen Spannungen einer bestimmten wirtschaftlich-politischen Entwicklungsphase kommen, wie im Falle der lateinamerikanischen

Befreiungstheologie und des mit ihr verbundenen kirchlichen Aufbruchs oder die sich – wie in einigen asiatischen Ländern – als Ergebnis der Begegnung mit anderen Religionen verstehen.

Da stellen sich Fragen, wie durch alle *Inkulturationsversuche* hindurch die Wahrheit des Christentums zum Durchbruch kommt und erhalten bleibt. Da entstehen Grauzonen sinnfälliger Synkretismen, sei es in der Überformung durch andere Religionen, sei es durch die Verwicklung in profane Ideologien. Und niemand sollte so tun, als ob es diese Gefahr auch als Gefahr einer grundsätzlichen Verfehlung des Christlichen nicht gäbe. Keine teilkirchliche Strömung und auch keine Teilkirche ist gerade in einem solchen Übergang ganz dagegen gefeit. Auch die Teilkirchen im *europäisch-atlantischen Raum* sind es nicht; denn hier vollziehen sich – von der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung erzwungen – ebenfalls tiefgreifende Inkulturationsprozesse. Das II. Vatikanum hat die äußeren Verteidigungslinien gegenüber der zeitgenössischen Welt, so wie sie ist, weitgehend zurückgenommen und das kirchliche Leben neuen Begegnungen geöffnet. Aber die Öffnung zur gesamten modernen Geistes- und Kulturwelt, so wie sie seit Beginn der Neuzeit und weitgehend geformt von der Aufklärung geworden ist, macht erst so recht wahrnehmbar, wie fremd sich diese Kultur und katholischer Glaube in den langen Jahrhunderten der Auseinanderentwicklung geworden sind. Und zugleich wird gerade vom nicht geringen – objektiven; aber als solchen nicht mehr reflektierten – christlichen Gehalt der umgebenden Kultur her deutlich, wie schwer es ist, weltoffen zu sein und *zugleich als Glaubende existentiell und gesellschaftlich Profil zu gewinnen*. Kulturkatholische Versuche einer Auflösung des Christlichen in eine noch irgendwie – ethisch oder rituell – christlich eingefärbte Bürgerlichkeit hinein sind unter diesen Bedingungen nicht fern.

Auch der *Vorwurf des mangelnden Verständnisses für weltkirchliche Belange bei uns wie anderswo* wird nicht einfach ohne Grund erhoben. Die Tendenz zum Rückzug in die überschaubaren Verhältnisse regionaler Kulturen oder gar in die Beschaulichkeit sich selbst zelebrierender Gemeinden, kirchlicher Gesinnungsgruppen oder auch theologischer Richtungen – sie gibt es. Die zum Beispiel von *Hans Urs von Balthasar* besonders beredt beklagten Lokalismus und Parochialismus – ein in der nachlateinischen Phase des Katholischen sich breitmachendes Kirchturmdenken – sind kein Phantom. Und „Rom“ seinerseits hat Anspruch darauf, in seinen Anliegen verstanden zu werden: in seiner Sorge um weltkirchlichen Zusammenhalt, um die Erkennbarkeit nicht nur kirchlichen Lebens, sondern katholischen Glaubens – in seinen kulturell und sozial unterschiedlichen Ausprägungen: der Papst selbst als Inhaber des Petrusamtes und alle, die ihm in der Leitung der Gesamtkirche zuarbeiten. Auch daß von vatikanischen Ämtern aus genau beobachtet wird, was sich in dieser oder jener Weltregion unter jeweiligen außerkirchlichen Einflüssen an katholischer Glaubens- und Lebensart



entwickelt, ist nicht nur legitim, sondern gehört unter heutigen Bedingungen zu einer verantwortlichen Ausübung des Dienstes gesamtkirchlicher Einheit, um den mancher Protestant und Orthodoxe Katholiken im Grunde beneidet. Zudem ist Rom Schutzschild für viele Teilkirchen in der Dritten Welt, wo aufblühende katholische Gemeinschaften und deren Hierarchien leicht in Rivalitätskämpfe mit nationalen politischen Autoritäten geraten und von diesen unterdrückt oder vereinnahmt werden.

Überdies ist angesichts der konkreten Verfaßtheit der katholischen Kirche nur der Papst in der Lage, den unter atheistischen Regimen leidenden katholischen Gemeinschaften ein Minimum an Schutz zu gewähren, auch wenn sich dieser in der Regel nur auf die örtliche Hierarchie beziehen kann und es im Blick auf das Überleben anderer christlicher Gemeinschaften unter gleichen Bedingungen nicht entschieden ist, ob – rein politisch gesprochen – päpstliche Oberhoheit Feinde der Kirche zähmt oder sie in ihrer Aggressivität steigert. Wenn Gorbatschows Religionsminister *Konstantin Chartschew* jüngstens meinte, der Umgang mit den Katholiken in seinem Machtbereich sei aufgrund ihrer „Außenbeziehungen“ schwieriger als mit anderen Religionsgemeinschaften, dann war damit die Lage – siehe auch China – wohl zutreffend benannt. Auch ein in enger Verbindung mit den Bischöfen arbeitendes, nicht als episkopales Über-Ich oder gar als päpstlicher Vollzugstrupp sich gerierendes päpstliches Gesandtschaftswesen gibt – nicht nur in (politisch bedingten) Problemländern – Sinn.

### Aber hinter manchem Übereifer entwickelt sich eine fatale Strategie

Auch ein gewisser Übereifer läßt sich verstehen. Welche Behörde ist nicht von sich eingenommen! Oder wer hält nicht das, was er tut, besonders wenn er damit eine leitende Funktion auszufüllen hat, für etwas ganz Wichtiges! Frommer Eifer, wenn es solcher ist und sich im Dienste der Kirche aufopfert, verhält sich, selbst wenn es selbstloser Eifer ist – und davon findet sich an der päpstlichen Kurie gewiß mehr als in jeder anderen Behörde der Welt –, nicht anders als jeder andere Eifer, der sich als höhere Verantwortung versteht.

Aber es ist offenbar *nicht nur Übereifer*. Man fühlt sich in kurialen Ämtern offenbar wieder kräftig in der Vorhand. Bischöfe scheinen oft recht kühl empfangen zu werden. Selbst bischöfliche Kanzleien, die über jeden Verdacht mangelnder Achtung vor dem päpstlichen Amt erhaben sind, klagen häufiger und häufiger über rauhe Töne und herablassende Briefe. Es geht auch offenbar nicht mehr um bloß erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber zentrifugalen Kräften und auch nicht mehr um die Wahrung des rechten Glaubens allein. Man stellt sich offenbar vor, es lasse sich ohne viel Rücksicht auf die regionalen und lokalen Verhältnisse über Verwaltungsentscheidungen und im Befehlston alles in Griff bekommen. Oder man meint, um

der Einheit der Kirche und der Echtheit des Glaubens willen verpflichtet zu sein, den päpstlichen Primat so auszuüben, daß die Kirche möglichst ohne Kollegialentscheidungen auszukommen hat. Man ist offenbar der Ansicht, Kriterien kooperativer Vernunft im Zusammenwirken zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk und selbst innerhalb des Kollegiums der Bischöfe hätten vor päpstlicher und kurialer Alleinzuständigkeit schlicht zurückzutreten. Man erkennt diese zentralistischen Strategien nicht zuletzt daran, wie vorsichtig bei der Anwendung des *Subsidiaritätsprinzips* auf die Kirche umgegangen wird; wie man alle substantiellen Hinweise darauf gleich wieder fallen läßt wie eine heiße Kartoffel oder, was dasselbe ist, sie in irgendwelche Studienprojekte abschiebt.

Dieselbe Strategie wird noch einprägsamer im Versuch, *die Stellung der Bischofskonferenzen* mit theologischen Argumenten zu erschüttern oder in ihrem Tätigkeitsradius einzuschränken (vgl. HK, Mai 1988, 245–248). Das Bischofsdekret des Konzils bezeichnet diese noch als „Zusammenschlüsse“, in denen „die Bischöfe eines bestimmten Landes oder Gebietes ihren Hirtendienst gemeinsam ausüben, um das höhere Gut, das die Kirche den Menschen bietet, zu fördern, besonders durch Formen und Methoden des Apostolats, die auf die gegebenen Zeitumstände in geeigneter Weise abgestimmt sind“. Und eigentlich sollte es selbstverständlich sein, daß Bischöfe desselben Landes, desselben Sprach- oder Kulturraumes eng zusammenarbeiten und dafür auch die nötigen Beschlüsse fassen können müssen. Und selbstverständlich sollte es auch sein, daß sie, um diese vorbereiten und durchführen und gemeinsam öffentlich sprechen zu können, Geschäftsstellen brauchen. Jetzt soll Kirchenleitung aber offensichtlich und hauptsächlich wieder nur auf dem päpstlichen Primat und auf dem Einzelbischof *allein* ruhen.

Das in seine Ursprünge auf die Bischofssynode von 1985 zurückgehende, vor einiger Zeit den Bischöfen zugesandte römische Papier über Rolle und Funktion der Bischofskonferenzen und deren theologischen Status (jetzt veröffentlicht in der US-amerikanischen Dokumentationsserie „Origins“, 1988 Nr. 46) und manche deutliche Anmerkungen römischer Dikasterienleiter schon seit längerer Zeit weisen eindeutig in diese Richtung.

Sicher gibt es auch die *Gefahr bürokratischer Selbstaufblähung* durch Sekretariate nationaler und regionaler Bischofskonferenzen und eine Neigung zur Bevormundung des Einzelbischofs durch solche Stellen. Beispiel dafür sind aus fast jedem europäischen Land und auch von außerhalb Europas zu hören. Aber aus der Sicht der päpstlichen Kurie reichen offenbar pragmatische Argumente zur Eingrenzung oder Reduzierung solcher Bürokratien nicht aus. Es wird vielmehr eine Menge ausgeklügelter theologischer Argumente ins Feld geführt, um zu zeigen, wie gering zwischen der Primatsstellung des Papstes und den Rechten des Einzelbischofs das „theologische“ Gewicht von bischöflichen Kollegialorganen zu veranschlagen ist. So erscheint der Verdacht nicht unbegründet, daß es den-



jenigen, die die Bischofskonferenzen klein halten wollen, gar nicht um das bischöfliche Amt und die Wahrung der Fülle ortskirchlicher Verantwortlichkeit des Einzelbischofs geht – sonst würden auch Nuntien zurückhaltender agieren –, sondern um die *Zurückdrängung der Bischofskonferenzen*, damit Bischöfe und Diözesen um so leichter unter kuriale Obhut genommen werden können.

Zudem wären, selbst wenn es generell Gründe für den Abbau nationaler oder regionaler kirchlicher Bürokratien gäbe, auch da die großen Unterschiede zu beachten. Große Diözesen, wie sie für den deutschen Sprachraum typisch sind, mögen zum Erbringen der für die Ausübung des bischöflichen Amtes unter heutigen Bedingungen nötigen Sachleistungen gemeinsamer Organe (Sekretariate, Kommissionen, die den Bischöfen zuarbeiten) nicht so sehr bedürfen wie Bischöfe in der asiatischen oder afrikanischen Diaspora, in Diözesen mit kleiner Gläubigen- und Priesterzahl. Aber schon in Italien oder Spanien und selbst in Frankreich stellen sich die Dinge anders dar als in der Bundesrepublik, in Österreich oder in der Schweiz. Und ein wenig Zwang zu gemeinsamer Urteilsfindung schadet angesichts weitgehend gleicher Probleme auch in der Leitung großer Diözesen nicht.

## Im Grunde geht es um zwei verschiedene, bisher unversöhnte Vorstellungen von Katholizität

Doch auch die neuerliche Einschätzung der Bischofskonferenzen ist nur ein Beispiel von mehreren, von denen sich das eine zum anderen fügt und die in der Gesamtheit den Eindruck erwecken, als könne Kirche in den Augen römischer Autoritäten so recht nur gedeihen, wenn *Rom allein* und möglichst *für alle einheitliche Maßstäbe* setzt. Indessen verschreibt sich Kirche damit einer „Strategie“, die gesamtkirchlich kontraproduktiv ist und sich weltkirchlich sehr bald als von Grund auf illusionär erweisen wird: auf Kosten ihrer inneren Lebendigkeit und ihrer missionarischen Ausstrahlung.

Kirche ist nun einmal, nicht nur wie Kardinal König jüngst in einem „Furche“-Beitrag in nuancierter Kritik und im Blick auf die Diskussion vor dem Papstbesuch in Österreich anmerkte, kein „multinationales Unternehmen mit vielen (örtlichen) Filialen“, sondern sie ist überhaupt keine irgendwie geartete Glaubensgesellschaft, die sich verwalten ließe. Glaube läßt sich überhaupt nicht verwalten, letztlich auch nicht bewahren, sondern als personales und gemeinschaftliches Geschehen nur bezeugen und verkünden. Und Kirche ist in ihrer Geheimnisstruktur verstanden nichts anderes, aber auch als nichts Geringeres als der institutionelle und sakramentale Widerschein der geschichtlich offenbaren Anwesenheit Gottes in den Strukturen dieser Welt.

Damit von dieser Anwesenheit unter unseren Lebensbedingungen etwas spürbar werden kann, braucht Glaube, auch wenn er stets institutioneller Klärung und Vermittlung bedarf, damit er Leben werden kann, nicht nur einen

ausreichenden, kulturell jeweils verschieden geprägten Entfaltungsraum. Er braucht, damit er sich entfalten kann, auch ein ausreichendes Freiheitsniveau innerhalb der sakramentalen Institution Kirche. Damit ist es aber unter zentralistischen Bedingungen nie weit her gewesen. Und die Gleichzeitigkeit zentralistischer Disziplinierung und doktrinäer Verengung zeigt jetzt schon, was die Folgen sein werden: bei uns in Europa eine weitere Erosion nicht mehr nur von intellektuell geprägten Schichten und solchen, die sich glaubensmäßig von der Kirche entfernt haben, sondern auch von solchen, denen in der Kirche einfach der Atem ausgeht. Die Folge wird sein: die Kirche wird schrumpfen nicht auf die Loyalen und mit der Kirche Fühlenden, sondern auf die fraglos Papstfrommen. Und in vielen Ländern der Dritten Welt werden die Einbrüche synkretistischer Sekten in den katholischen Bereich um so stärker sein, je uniformer die Kirche sich gibt.

Natürlich erleichtern *die heutigen Kommunikations- und Verwaltungstechniken* nicht nur zentrale Steuerung, sondern machen vordergründig ein zentralistisches Kirchenregiment auch plausibler. Es geht ja „technisch“ problemloser denn je. Unsere gegenwärtige Welt ist nun einmal so konstruiert, daß für manchen Bischof in Asien oder Afrika der Verkehr mit Rom einfacher ist als mit dem Episkopat des Nachbarlandes – manchmal sogar leichter als mit dem Bischof der Nachbardiozese. Da überdies gerade im Falle von Teilkirchen der Dritten Welt finanzielle Abhängigkeiten besonderer Art hinzukommen, läßt sich über die Personalpolitik und über andere Wege zentralistische Reglementierung wenigstens im Prinzip unvergleichlich leichter bewerkstelligen als eine auf Wachsenlassen angelegte weltkirchliche Ausdifferenzierung des Katholischen mit regionaler Inkulturation. Und Entwicklungen, in denen sich Christentum verfehlen kann, oder häresieverdächtige Theologien gibt es unter den verschiedensten Gestalten natürlich auch immer wieder. Da liegt es nahe, auf Einheitlichkeit zu setzen oder mindestens Pluriformität durch zentrale Steuerung in überschaubaren Grenzen zu halten, auch wenn dann unterm Strich administrativ verordnete Uniformität herauskommt. Aber Eigenständigkeit von Teilkirchen und Respekt vor Bischöfen und dem rechten Volkssinn für den rechten Glauben einmal beiseite, es fällt schwer zu glauben, daß das päpstliche Rom angesichts seiner weltkirchlichen Zusammensetzung wirklich glaubt, eine Weltkirche vornehmlich auf dem Verwaltungs- und Disziplinierungswege zusammenhalten zu können, nur weil sich kommunikationstechnisch die Möglichkeiten dafür bieten. Und schon gar nicht ist vorstellbar, daß das päpstliche Rom meint, auf diese Weise ökumenisch voranzukommen und den anderen Kirchen wirklich schvesterlich begegnen zu können.

Im Grunde genommen geht es um zwei Verständnisse, Konzepte, Ausprägungen des Katholischen. Das eine Verständnis ist papstzentriert; der Papst und die Kurie sind die Spitze einer Pyramide, die in Struktur und Gesetzmäßigkeiten ganz von oben her geformt wird. Das andere denkt von den Teilkirchen und vom kirchlichen



Leben vor Ort her und versteht Weltkirche als Gemeinschaft von Teilkirchen, für die das Amt des Papstes nicht Stifter und im eigentlichen Sinn auch nicht Fundament, sondern *garantierendes Zeichen* gesamtkirchlicher Gemeinschaft ist.

Diese beiden Sichtweisen sind seit dem I. Vatikanum theologisch nie mehr zu einem produktiven Ausgleich gekommen. Auch im II. Vatikanum nicht. Und in der Praxis der Kirche setzt sich, vorgezeichnet schon im vergangenen Pontifikat und vor allem vom Codex von 1983 und im gegenwärtigen Pontifikat auch atmosphärisch gefördert, das erstere Modell wieder sehr einseitig durch.

## Dem Subsidiaritätsprinzip könnte von den Teilkirchen her Geltung verschafft werden

Wenn der vom II. Vatikanum ausgehende, teilweise durch kulturelle Verschiebungen weltweiten Ausmaßes erzwungene Ansatz zu einer pluriformeren Weltkirchlichkeit als Gegengewicht zu einer einseitig vom Papsttum geprägten Katholizität dennoch wirksam werden und sich auf Dauer durchsetzen soll, wird dies deshalb *nicht ohne grundlegende Veränderungen in der Primatsausübung* gehen.

Der pragmatische Weg über die Sozialstrukturen der Kirche und die Veränderung im Katholischen tief eingewurzelter Verhaltensweisen dürfte dabei weiterführen als eine neue theologische Diskussion über Reichweite und Grenzen päpstlicher Suprematie über die Gesamtkirche. In der Sache gilt es, dem *Subsidiaritätsprinzip als Kompetenzregulativ* auch kirchlich Geltung zu verschaffen. Dies kann ganz ohne theologische Verkleisterung geschehen, weil für die Kirche, soweit sie gesellschaftliches Gebilde ist, die gleichen gesellschaftlichen Strukturierungsgesetze gelten wie für andere gesellschaftliche Gebilde auch. Die Tatsache, daß der Primat der Kirche eingestiftet ist, dispensiert den Primatsinhaber nicht davon, sich an *allgemeine Regeln der Kompetenzausübung* zu halten.

Die Verwirklichung von mehr Subsidiarität in der Kirche ist allerdings weder von oben zu erwarten noch vom grünen Tisch her zu bewerkstelligen, sondern beispielsweise durch eine Affektionsstärkung der Zusammenarbeit in den Teilkirchen und zwischen benachbarten Teilkirchen, durch Initiative aus den Teilkirchen selbst. Regelmäßige Beratungen auf allen Ebenen, unter Bischöfen, unter kirchlichen Einrichtungen und zwischen Laiengremien, zwischen Teilkirchen, die demselben Kulturkreis angehören, sind ein möglicher Weg dahin. Nicht zufällig sperrt man sich in Rom, ob es Europa, Amerika oder Schwarzafrika betrifft, gegen alles, was nach Regionalkonzilien oder auch nur nach eigenständigem Zusammenwirken auf kontinentaler Ebene aussieht. Kirche aber wird sich als Weltkirche nur behaupten und in den regionalen Kulturen verwurzeln können, wenn sie sich stärker nach Kulturkreisen und Kontinenten ausprägt. Sie muß in Afrika eine afrikanische, in Europa eine europäische, in Asien eine asiatische Kirche sein. Und sie muß antworten kön-

nen auf Herausforderungen, wie sie sich vor Ort stellen. Dies sind nicht unbedingt diejenigen, die in zentral-kirchlichen Veraltungsstellen im Blick sind. Um wenigstens auf diesem Weg ein Stück voranzukommen, sind deshalb tiefgreifende Veränderungen weithin als selbstverständlich angesehener Verhaltensweisen notwendig. *Gehorsam* z. B. ist ein kostbares katholisches Gut, wenn er des rechten Dienstes an der rechten Sache wegen praktiziert wird. Wo Gehorsam zum reinen Autoritätsgehorsam wird – man gehorcht, weil es so angeordnet ist –, löst er wie von selbst die bekannten obrigkeitlichen Mechanismen aus: Eine Entscheidung ist gefallen, ziemlich willkürlich jenseits jeder Konsultation mit Betroffenen oder auch am geltenden Recht vorbei; man protestiert zwar, aber letztlich beugt sich jeder, bei Bischofsernennungen z. B. die übergangenen Domkapitel und der Ernante ohnehin; so entstehen vollendete Tatsachen; der Protest verbleibt mit der Zeit; die Vereinheitlichungstendenz oder der alleinige Wille Roms oder auch eines einzelnen Bischofs setzt sich durch, und so das nächste und übernächste Mal wieder.

## Auch Aufmüpfigkeit kann einmal Fühlen mit der Kirche sein

Indessen bliebe vom theologischen Wesen der Kirche her *viel Spielraum für weltkirchliche Ausdifferenzierung* und mehr örtliches und regionales Profil und auch für mehr Mitwirkungsmöglichkeiten im Kirchenvolk bei kirchenleitenden Entscheidungen. Die Primatslehre macht z. B. keine einzige Bischofsernennung durch den Papst verpflichtend. Das Kirchenrecht tut es – in der lateinischen Kirche. Bei den Patriarchen der katholischen Ostkirchen heißt es noch heute: der Papst hat die kirchliche Gemeinschaft gewährt am so und so vielten Tag des soundsovielten Jahres. Das Ostkirchenbeispiel mag nicht immer das praktikabelste sein. Und auch die Gewährung der kirchlichen Gemeinschaft statt der Ernennung kann zentralistisch unterlaufen und zur bloßen Formel werden. Aber noch die Formel zeigt, wieviel Spielraum vom recht ausgelegten Glauben her besteht.

Ein wenig mehr Selbstbewußtsein, frei von Servilität, aber auch frei von jedem folgenlosen Geklage in den verschiedenen Rängen der kirchlichen Szenerie könnten bei den Verantwortlichen auch an höchster Stelle einigen Eindruck machen. Daß selbst eine Haltung wie jetzt die des Kardinals Bernardin in Chicago, es bleibe bei der Zulassung von Ministrantinnen in seiner Diözese, weil er als Bischof den Eifer der Mädchen nicht bremsen wolle und nicht einzusehen sei, warum Frauen zwar die Lesung vortragen, aber nicht ministrieren dürften, als auffällige Ausnahme im Verhalten eines Ortsbischofs registriert wird, sagt viel aus über das Ausmaß von durch vorauseilenden Gehorsam erleichterter Gleichförmigkeit. Ein wenig kirchliche Zivilcourage, von Aufmüpfigkeit erst gar nicht zu reden, kann durchaus auch einmal die rechte Art des Fühlens mit der Kirche sein – für katholische Laien und gelegentlich sogar für Bischöfe.

David Seeber